

FLOR NAMDAR

Liebe statt Furcht

Muslimin. Atheistin. Pastorin.
Mein langer Weg in die Freiheit

Inhalt

Dunkelheit	7
Ein zerrissenes Land	11
Der Name meines Vaters	17
Unverhoffte Besuche	23
Die Geburt der Revolution	34
Der Sieg des Ajatollah	43
Ein letzter Sommer in Freiheit	51
Granatäpfel und Peschmerga	64
Verrat oder Tod	70
Teheran	76
Plastikschlüssel zum Paradies	84
Ein verhängnisvoller Antrag	89
In der Wüste	97
Sahar	106
Der ferne Gott	121
Das Tal der Todesschatten	128
Ein Buch für den Alltag	136
Das Schwert	143
„Ich brauche dich nicht“	151
Die letzte RichterIn	162

Gefährliche Ehrlichkeit	168
Ein Anruf aus Europa	177
Das Land der Nackten und der Blasen an den Füßen	184
Rückkehr unmöglich	195
Gegensätze	202
Zeit der Linsen und Zeit des Weizens	211
Die Geburt einer neuen Familie	217
Das Böse	225
Gottes verschlungene Pfade	231
Ausgetrickst	241
Ausblick	247
Unsere Aufgabe – Liebe statt Furcht	250
Danksagung	254

Dunkelheit

Mit raschen Schritten eilte ich durch die Straßen Teherans, den Blick hielt ich meist gesenkt. Nur hin und wieder wagte ich, ihn kurz zu heben. Ich eilte vorbei am schwarz verkohlten Gerippe eines von Fliegerbomben zerstörten Hauses. Jegliche Farbe war aus der Stadt verbannt worden. Die Frauen trugen nur noch schwarze oder allenfalls dunkelbraune Kleider. Bunte Werbeplakate waren heruntergerissen worden. Aus den Radios plärrten Revolutionslieder. Überall sah ich Menschen in Trauer. Es gab kaum eine Familie, die keine Angehörigen verloren hatte. Die Islamische Revolution hatte gesiegt und den Schah von seinem Pfauenthron vertrieben. Und kaum war das nachfolgende Blutvergießen abgeebbt, hatte der Irak den Iran angegriffen. Die Welt, die mir vertraut gewesen war, gab es nicht mehr.

Ich hatte mich von meinem Ehemann getrennt. Meine Tochter war noch kein Jahr alt und nach europäischen Maßstäben war ich eine Jugendliche.

Wie fast alle Frauen, denen ich begegnete, trug ich den Tschador. Für viele war dies ein Ausdruck der nationalen Geschlossenheit. Ich hatte ihn um mich gehüllt wie einen schwarzen Schleier der Hoffnungslosigkeit.

Dass ich schwanger war, hatte ich nicht gewusst, und als ich es erfuhr, empfand ich keine Freude, nur Angst und Verzweiflung. Noch während der Schwangerschaft entfloh ich meiner unglücklichen Ehe, aber meine Tochter brachte ich zur Welt. Nun lebte ich gemeinsam mit ihr bei meinen Eltern und Geschwistern.

Ich hatte Schande über meine Familie gebracht.

Es war gefährlich für mich, auf die Straße zu gehen. Denn es gab jemanden, der mir nach dem Leben trachtete. Trotzdem hatte ich heute den trostlosen Schutz der beiden winzigen Zimmer unserer Flüchtlingsunterkunft verlassen. Mein Ziel war eine kleine Gasse mit einer Schusterwerkstatt. Der Mann, der diese Werkstatt betrieb, war ein sehr begabter Handwerker. Wir nannten ihn Leatherman, weil er wie diese kleinen Multifunktionswerkzeuge in der Lage schien, einfach alles reparieren zu können. Aber nicht nur das, er hatte auch hervorragende Verbindungen zum Schwarzmarkt.

Er hat dir schon einmal geholfen, dachte ich. Er vertraut dir und er wird ganz bestimmt nichts merken. Schon bald, sprach ich mir Mut zu, wirst du dieses ganze Elend nicht länger mit ansehen müssen.

Ich weiß nicht mehr, ob die Sonne schien oder Wolken den Himmel bedeckten, während ich durch die Straßen lief. Für mich war alles grau. Ich wusste nicht mehr, wann ich das letzte Mal Freude empfunden oder gar gelacht hatte. Auch Gott bot mir keinen Trost – ich glaubte nicht länger an seine Existenz. Das einzige Gefühl, das stark genug war, die Traurigkeit zu durchdringen, die mich umhüllte wie ein dicker grauer Mantel, war die Angst.

Der Tod war allgegenwärtig. Er schrie uns von jeder Zeitungsseite entgegen, auf der die Gesichter der willkürlich hingerichteten Feinde der Gotteswächter abgebildet waren. Und er prasselte als grausiger Regen in den Bomben, Raketen und Giftgasgranaten der

irakischen Armee auf uns herab. Als der Mann, der geschworen hatte, mich zu töten, seine Kalaschnikow auf mich richtete, war es, als würde der Tod mit seinem dünnen Knochenfinger auf mich zeigen. Und er blickte mich durch die Augen eines Geheimpolizisten an, der beiläufig anmerkte: „Die da werden wir auch hinrichten.“

Der Tod umschlich mich wie ein Raubtier, das seine Beute belauert, voller Ungeduld und Gier.

Jeden Tag lebte ich in der Erwartung, dass er zuschlagen würde. Irgendwann beschloss ich, dass ich nicht länger warten wollte.

Der Leatherman sah mich an, als er mir die Packung mit Tabletten zuschob.

Ich versuchte zu lächeln. „Danke.“

Er nickte. Vor einiger Zeit hatte er mir Tabletten besorgt, die gegen meine Appetitlosigkeit helfen sollten. Ich war verantwortungsvoll damit umgegangen und so vertraute er mir. „Diazepam“ stand auf der Packung. Es waren Psychopharmaka. Er glaubte, dass sie mir gegen meine Schlaflosigkeit helfen sollten.

Ich steckte die Tabletten in meine Tasche. Es störte mich nicht, dass ich ihn anlog. Mir war alles egal. Ich wollte nur, dass es endlich vorüber war.

Es dauerte eine Zeit lang, bis der richtige Moment gekommen war. Wenn acht Menschen dicht an dicht in zwei winzigen Räumen leben, ist man eigentlich nie unbeobachtet. Aber das Unmögliche geschah. Maman besuchte meinen Vater und meine Tante im Krankenhaus. Sie würde dort auch über Nacht bleiben, weil bei meiner Tante eine wichtige OP anstand. Fast alle meine Geschwister waren unterwegs. Nur meine kleine Schwester Parvaneh war zu Hause. Aber sie schlief. Sobald sie die Augen schloss, ruhte sie so tief und fest wie ein Siebenschläfer in den Wintermonaten. Sie würde nichts bemerken.

Ich schluckte die Tabletten, küsste meine kleine Tochter ein letztes Mal, und dann ließ ich mich hinabsinken in die Dunkelheit.

Es war keine sorgfältig abgewogene Entscheidung, kein bewusstes Abschiednehmen. Vielmehr war es das entkräftete Loslassen eines Schiffbrüchigen, der tagelang auf den Wogen eines tosenden Meeres getrieben hatte, festgeklammert an eine Planke seines gesunkenen Schiffes, zu leer, um zu hoffen, zu ausgekühlt, um irgendetwas zu empfinden, nur erfüllt von dem einen Gedanken: „Es soll aufhören!“

Ich suchte das Vergessen und stürzte mich kopfüber in die Finsternis. Aber die Finsternis hielt mich nicht. Sie wollte oder durfte es nicht!

Mit einem Mal war da ein Licht. Konnte dies der Tod sein?

Etwas lag auf meiner Brust und wie aus weiter Ferne drangen Stimmen an mein Ohr: „Lebt sie noch?“

„Nein ... ich glaube, sie ist tot.“

Das Gewicht auf meiner Brust war nicht schwer, sondern süß und leicht. Es bewegte sich. Verschwommen erkannte ich das kleine Gesicht meiner weinenden Tochter.

„Sie lebt noch!“, rief eine Stimme.

„Bist du sicher?“

„Wir müssen den Notarzt rufen!“

Ich achtete kaum auf diese Worte. Ich sah nur meine Tochter. Und tief in mir flüsterte ich zu einem Gott, an den ich in meinem Herzen längst nicht mehr glaubte: „Nie wieder! Nie wieder werde ich so etwas tun.“

Ein zerrissenes Land

An einem eisigen Novembertag im Jahr 1964 kam ich in Kermanschah im Westen des Iran in einem Militärkrankenhaus zur Welt. Mein Vater erfuhr erst später davon. Er war, wie so oft, als Offizier unterwegs.

Die Armee war direkt dem Schah unterstellt und sein wichtigstes Instrument, um seine großen politischen Ambitionen zu verfolgen. Modern und schlagkräftig sollte sie sein. Nachdem mein Vater die Offizierslaufbahn eingeschlagen hatte, wurde er zum Studium nach Amerika geschickt. Er sprach perfekt Englisch und war ein vielseitig gebildeter Mann. Zurück in der Heimat wurde er selbst Ausbilder und reiste ständig im Land umher. Alle zwei Jahre zog er mit unserer gesamten Familie an einen anderen Militärstützpunkt. Auf diese Weise sah ich viel von meinem Heimatland und lernte die unterschiedlichsten Orte kennen. Allerdings hatte dieses Nomadendasein auch einen entscheidenden Nachteil: Es gab keinen Ort, an dem ich mich wirklich zu Hause fühlen konnte, und ein Teil von mir blieb stets heimatlos. Als dann die Islamische Revolution alles, was mir bis dahin vertraut gewesen war, auf den Kopf stellte, sollte ich vollends den Boden unter den Füßen verlieren.

Der Iran ist ein großes Land, größer als Spanien, Frankreich, Deutschland und England zusammen, und er ist ein Vielvölkerstaat. Nur die Hälfte seiner Einwohner sind Perser, 20 Prozent der Einwohner sind Aseris (Aserbaidzhaner), den drittgrößten Bevölkerungsanteil stellen die Kurden mit etwa 10 Prozent. Darüber hinaus gibt es aber auch Araber, Turkmenen, Afghanen, Armenier und Assyrer.

Während der Zeit des Kalten Krieges versuchte dieses zerrissene Land, seine nationale Identität zu finden und sich äußerer Einflüsse zu erwehren.

Als ich geboren wurde, war Schah Mohammad Reza Pahlavi bereits seit 23 Jahren das Staatsoberhaupt des Iran. Die Verfassung sah eine konstitutionelle Monarchie vor, doch sein politischer Ehrgeiz ging weit darüber hinaus. Das führte zu einem seltsamen Widerspruch: Auf der einen Seite zeigte er sich sehr modern und westlich orientiert. Auf der anderen Seite sah er sich selbst in der Tradition der alten persischen Kaiser.

Als Kind hatte ich ein glorifiziertes Bild des Schahs. Seine dunkle Seite kannte ich nicht. Der Herrscher auf dem Pfauenthron war in meiner kindlichen Wahrnehmung ein guter Mann. Er sorgte dafür, dass es meinem Vater und meiner Familie gut ging. Er wollte Wohlstand und Bildung für sein Land. Auch im westlichen Ausland war er sehr beliebt. Während seiner Ehe mit der schönen Soraya war das persische Kaiserpaar ein bevorzugtes Thema in der deutschen Boulevardpresse. Nicht ganz unschuldig daran war wohl die Herkunft der jungen Kaiserin, die mütterlicherseits deutschstämmig war. Der verschwenderisch-exotische Hofstaat des Kaisers faszinierte die Menschen, brachte ihm allerdings später auch zunehmend Kritik ein. Da die Ehe kinderlos blieb, wurde sie Ende der Fünfzigerjahre geschieden.

Der Schah war stets bemüht, möglichst gefügigen Ministerpräsidenten zur Regierung zu verhelfen. Auf diese Weise konnte er dem Parlament seine Vorstellungen mehr oder weniger diktieren. Außenpolitisch suchte er offen den Schulterchluss mit Großbritannien und den USA. Dafür nahm er auch in Kauf, dass die britische Ölgesellschaft AIOC die Ölquellen des Landes weithin ausbeutete. Die radikale Verstaatlichung der iranischen Ölindustrie, die der äußerst beliebte Ministerpräsident Mohammed Mossadegh durchgesetzt hatte, machte er in Teilen wieder rückgängig. Das kostete ihn viele Sympathien im Volk.

Der Schah bestimmte zunehmend diktatorisch die Geschicke des Landes. Die Aufrüstung der Armee verschlang Unsummen, während gleichzeitig in vielen Gebieten des Iran noch immer bittere Armut herrschte. Aber am meisten zerstörten wohl die Gräueltaten des SAVAK¹ das Vertrauen der Bevölkerung in ihren Kaiser. Diese Geheimpolizei war ursprünglich von Ministerpräsident Mossadegh eingerichtet worden, um illegale Streiks und politische Unruhen zu verhindern. Ausgerechnet die CIA und der Mossad waren maßgeblich am Aufbau des neuen Geheimdienstes beteiligt. Vielleicht ist dies auch eine der Quellen des fanatischen und irrationalen Hasses mancher islamischer Revolutionäre auf die USA und Israel.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich der Geheimdienst zunehmend zu einem brutalen Werkzeug der Unterdrückung. Regimekritiker wurden verhaftet, verhört und grausam gefoltert. Viele wurden von Militärtribunalen zum Tode verurteilt. Die Menschenrechte wurden hier mit Füßen getreten.

1 *Saseman Amniat va Etelaot Keshwar* – Organisation für Informationen und Sicherheit des Landes

Offiziell war der SAVAK dem Ministerpräsidenten unterstellt. Aber in Wahrheit erhielt dieser nur wenige ausgewählte Informationen. Dem Schah hingegen wurde durch den Direktor des SAVAK zweimal wöchentlich persönlich Bericht erstattet.

Das war die dunkle Seite des Herrschers auf dem Pfauenthron. Doch damals, als ich noch ein kleines Mädchen war, ahnte ich davon nichts.

Ich hatte eine in vielerlei Hinsicht behütete und von vielen schönen Erlebnissen geprägte Kindheit. Ich erinnere mich noch an wunderbare Kinobesuche und Ausflüge. Wir fuhren jedes Jahr in den Urlaub. Diese Zeiten waren immer wunderschön. Mein Vater war die ganze Zeit bei uns und meine Mutter organisierte alles. Wir machten Wanderungen, gingen im Meer baden und aßen die köstlichsten Sandwiches. Ab und zu gingen meine Eltern mit uns essen. Für mich war das selbstverständlich. In Wahrheit war es jedoch etwas Besonderes und zeugte davon, dass meine Eltern wohlhabend waren.

Aber nicht nur materiell ging es uns gut. Wir Kinder erfuhren auch Unterstützung und Wertschätzung. Wenn ich als kleines Mädchen meinen Eltern verkündete, dass ich Anwältin werden wolle, wurde dies weder abgetan noch belächelt. Im Gegenteil, ich wurde unterstützt und bestätigt. „Natürlich, Flor. Wenn du das wirklich willst, kannst du das auch schaffen.“

Meine Mutter war Kurdin und Sunnitin, mein Vater Perser und Shiit. Die politische, ethnische und religiöse Zerrissenheit meiner Heimat hätte sich auch in meiner Familie widerspiegeln können. Aber ich erlebte dies nicht so. Meine Eltern liebten und respektierten sich, vielleicht auch deshalb, weil sie sich in ihrer großen Unterschiedlichkeit so gut ergänzten.

Meine Mutter hatte, wie es damals oft üblich war, nur bis zur fünften Klasse die Schule besucht. Danach wurde sie verheiratet.

Sie war sehr intelligent und sprach fließend Farsi², Kurdisch und Türkisch. Meine Mutter genoss in der Familie und der Nachbarschaft großen Respekt. Sie war eine sehr selbstbewusste, weltoffene Frau. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie besonderen Wert auf religiöse Handlungen legte. Aber sie hatte ein großes Herz und war immer zur Stelle, wenn Menschen Hilfe brauchten. Nie waren wir vor der Großzügigkeit meiner Mutter sicher. Ein harmloser Arztbesuch konnte dazu führen, dass ein wildfremder Mann abends an unserem Tisch saß, ein altes Hemd meines Vaters trug und uns mit schiefen Zähnen verschämt anlächelte, während er sich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder richtig satt aß.

In der Grundschulzeit war ich ein sehr schüchternes, stilles Kind und vor allem von dem Wunsch beseelt, dazuzugehören und „normal“ zu sein. Die unkonventionelle Art meiner Mutter war mir oft unangenehm und machte mich wütend.

Im Gegensatz zu meiner Mutter hatte mein Vater eine umfassende Schulbildung genossen. Er hatte im Ausland studiert und einen hohen gesellschaftlichen Rang. Als tiefreligiöser Schiit las er jedes Jahr im Fastenmonat Ramadan einmal den gesamten Koran durch. Darauf war er sehr stolz. Oftmals lud er die örtlichen Mullahs zu uns nach Hause ein. Ich habe noch sehr genau in Erinnerung, wie er mit diesen bärtigen weisen Männern in unserem Wohnzimmer saß. Ehrfürchtig und nicht selten unter Tränen lasen sie dann gemeinsam den Koran.

Mein Vater war sehr fromm und gesellschaftlich hoch anerkannt. Ich wollte sein wie er.

Sowohl mein Vater als auch meine Mutter waren zuvor schon einmal verheiratet gewesen. Mein Vater war Witwer und die erste

2 iranischer Dialekt des Persischen

Ehe meiner Mutter war geschieden worden. Sie brachte drei Kinder mit in die Ehe, während mein Vater schon einen älteren Sohn hatte, der jedoch nicht mehr bei uns lebte. Gemeinsam bekamen sie noch fünf eigene Kinder. Von diesen Kindern war ich das zweitälteste.

Ich glaube, ich war diejenige von uns allen, die am meisten an unserem Vater hing. Viel später sollte ich allerdings das einzige Kind sein, das mein Vater aus der Familie verstieß.

Als kleines Mädchen trug ich stets ein Kuscheltuch bei mir, was damals im Iran alles andere als üblich war. Das Tuch war aus dem gleichen weichen Stoff, aus dem auch die Hemden meines Vaters geschneidert waren.

Bis ich zwei oder drei Jahre alt war, durfte ich manchmal im Bett meiner Eltern übernachten. Dann kuschelte ich mich fest an ihn, und die weiche Wäsche, die er trug, vermittelte mir Geborgenheit.

Mein Vater war aufgrund seiner militärischen Aufgaben oft unterwegs. Dann vermisste ich ihn sehr. Jedes Mal, wenn ich vom Spielen zurück ins Haus kam, rief ich nach meinem Vater und war erst beruhigt, wenn ich wusste: Ja, er ist da.

Allerdings rief ich ihn nicht „Vater“ oder „Baba“, wie es die kleinen persischen Kinder normalerweise tun. Ich nannte ihn auch nicht bei seinem Vornamen. Nein, wenn ich die Stufen in unser Haus hinauftappte, lautete mein Ruf: „Sarhang da?“

Und meine Mutter antwortete: „Ja, Flor. Sarhang ist da!“

Mir erschien das ganz normal. Dass dies aber keineswegs der Fall war, sollte ich erst in der dritten Klasse erfahren.

Der Name meines Vaters

Die Gardinen wurden schwungvoll aufgerissen und grelles Licht drängte sich unter meinen Augenlidern hindurch.

„Raus aus den Federn!“, erklang Mamans energische Stimme. „Es ist schon acht Uhr. Ihr kommt zu spät!“

Ich richtete mich auf und rieb mir die Augen. Meine Schwester drehte sich stöhnend auf die Seite und verbarg ihren Kopf unter dem Kissen.

Meine Mutter zog ihr die Decke weg.

„Maman!“, quiekte meine Schwester empört.

Doch meine Mutter war gnadenlos. „Aufstehen! Die Schule hat schon angefangen.“

Ich gähnte. „Ach, Maman, denk dir doch mal etwas Neues aus.“

Doch sie war schon verschwunden, um meine anderen Geschwister zu wecken. Insgesamt waren wir zu neunt. Acht von uns lebten noch zu Hause. Vielleicht war das einer der Gründe, warum meine Mutter eher generalstabsmäßig daran ging, ihre Kinder zu wecken, anstatt sie mit sanfter mütterlicher Liebe aus dem Schlaf zu locken.

Während ich aus meinem Zimmer ins Bad schlurfte, warf ich einen Blick auf die Küchenuhr. Es war erst sieben Uhr. Jeden Morgen

versuchte meine Mutter, uns mit dem gleichen Trick aus den Betten zu scheuchen.

Ich wusch mir das Gesicht und ließ dann meinen Blick misstrauisch über die Badewanne gleiten – alles war sauber. Keine Schmutzränder waren zu sehen und es lag auch nicht der Geruch ungewaschener Menschen in der Luft. Also hatte Maman diesmal keine bedürftigen Menschen irgendwo in der Gosse aufgebaldet und zu uns nach Hause gebracht. Ich war erleichtert. In meinen Augen litt Maman an einer geradezu krankhaften Hilfsbereitschaft. Dadurch brachte sie uns nicht nur ständig in unangenehme Situationen. Ihre Großzügigkeit kollidierte auch auf schmerzhaft Weise mit meinen Vorstellungen von Anstand und Hygiene. Aber trotz ihrer guten Erziehung scherte sich meine Mutter nicht viel um gesellschaftliche Konventionen, weshalb ich damals ständig wütend auf sie war.

Nach und nach taumelten auch meine Geschwister ins Bad. Ich hatte mich bereits gewaschen und meinen Schlafanzug ordentlich zusammengelegt. Ich weiß nicht genau, warum, aber Pünktlichkeit, Disziplin und Sauberkeit waren mir schon immer wichtig gewesen. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass ich damit meinem Vater gefallen wollte. Er konnte es nicht ausstehen, wenn er nach Hause kam und alle Schuhe kreuz und quer im Flur herumlagen. Und während er sich noch tobend über die Unordnung beschwerte, sagte meine Mutter nur trocken: „Herr Namdar, hier ist nicht die Kaserne! Und wir sind keine Soldaten.“

In jedem Fall hatte ich dank meiner Ordnungsliebe manchmal die zweifelhafte Ehre, meinen Geschwistern als Vorbild präsentiert zu werden. „Seht mal, wie Flor das gemacht hat. So muss das aussehen!“ Das Ganze trug nicht gerade zu meiner innerfamiliären Beliebtheit bei.

Als ich den Speiseraum betrat, war der Frühstückstisch bereits gedeckt. Die meisten Iraner lagerten sich auf Kissen und aßen auf dem Boden. Meine Mutter bevorzugte es allerdings, am Tisch zu sitzen. Und so kletterte ich auf meinen Stuhl.

Es gab wie jeden Morgen Brot mit Butter und Käse oder Honig und dazu den unvermeidlichen stark gesüßten Schwarztee. Vorbereitet hatte dieses Frühstück allerdings nicht meine Mutter, sondern unsere *Gomashte* (Diener).

Als hoher Offizier in der Armee des Schahs genoss mein Vater viele Privilegien. Grundnahrungsmittel wurden uns kostenlos ins Haus geliefert. Er und seine Familie wurden in Militärkrankenhäusern kostenlos behandelt. Und für jedes seiner Kinder bekam mein Vater einen Soldaten gestellt, der ihm und seiner Familie als *Gomashte* zur Verfügung stand. Mit acht Kindern im Haus hatten wir eine halbe Fußballmannschaft an Helfern. Wir wurden also mit einer kleinen Kompanie männlicher Kindermädchen groß und meine Mutter war die Kompaniechefin. Weil sie eine starke Persönlichkeit war und immer bereit, anderen zu helfen, wurde sie von den jungen Soldaten geliebt und verehrt.

Allerdings hatte diese spezielle Form der militärischen Haushaltsführung auch einen unangenehmen Nebeneffekt: Meine Mutter hatte nie kochen gelernt, und sie hatte auch keinerlei Talent dazu, wie wir später, als wir arm waren, in geradezu schmerzhafter Weise erfahren mussten.

Als alle Geschwister versammelt waren, aßen wir schweigend. So waren wir erzogen worden. Es galt als unhöflich, während des Essens zu reden. Meine Oma sagte stets mahnend: „Wenn du beim Essen ständig plapperst, kommt der Teufel und schnappt dir deinen Teller vor der Nase weg.“ In einem wagemutigen Moment hatte ich irgendwann einmal ausprobiert, ob an dieser Drohung etwas dran

war – aber ich musste feststellen, dass meine Oma geschwindelt hatte.

Doch an diesem Morgen hätte ich ohnehin kein Wort über die Lippen gebracht, denn ich war schrecklich nervös. Wir waren gerade erst in Teheran angekommen. Aufgrund der wechselnden Einsatzorte meines Vaters mussten wir uns ständig an eine neue Umgebung, neue Schulen und neue Klassenkameraden gewöhnen. Mal gab es gemischtgeschlechtliche Klassen, mal getrennte. Je nachdem, ob die gesellschaftlichen Gepflogenheiten liberaler oder konservativer waren. Aber eines blieb nach meiner Erfahrung immer gleich: Ich war die Neue, die mit Argwohn betrachtet wurde.

Zum einen waren wir durch den Beruf meines Vaters privilegiert. Es war nicht auszuschließen, dass dies bei einigen meiner Klassenkameradinnen Neid hervorrief. Aber dies war nicht der einzige Grund, warum viele mich nicht mochten: Wie bereits erwähnt, war meine Mutter Kurdin und Sunnitin, mein Vater hingegen Perser und Schiit. Nun hätte man glauben können, dass meine Vertrautheit mit den unterschiedlichen kulturellen und konfessionellen Gepflogenheiten mir die Eingewöhnung erleichtern sollte. Doch leider war das Gegenteil der Fall: Kam ich in eine Gegend, in der überwiegend Kurden lebten, wurde ich als ungeliebte Perserin betrachtet. Lebten wir in persisch geprägten Städten, war ich eine verachtete Kurdin.

Ich brachte kaum einen Bissen herunter. Wie würde es wohl heute werden?

Nach dem Essen murmelten wir unser Dankgebet. Und dann ging es auf in die Schule.

Es war das Jahr 1973 und ich war gerade erst in die dritte Klasse gekommen. Nach dem Unterricht rief mich unsere Klassenlehrerin

in ihr Büro. Offenbar waren meine Daten noch nicht richtig erfasst. Die Lehrerin blickte mich lächelnd an und fragte mich nach dem Namen meiner Mutter.

„Marjam“, sagte ich.

„Und wie heißt dein Vater?“

„Sarhang.“

Sie lächelte ein wenig und fragte: „Wie rufst du denn deinen Vater?“

„Sarhang.“

„Aber wie heißt er mit Vornamen?“

Die Situation wurde allmählich peinlich. Ich spürte, dass ich irgendetwas falsch machte. Aber ich konnte doch nur sagen, was ich wusste. Also antwortete ich abermals: „Sarhang.“

Die Lehrerin runzelte die Stirn. Vielleicht fragte sie sich, ob ich schwer von Begriff war oder ob ich mich über sie lustig machen wollte. „Ach, Kind. Ich will nicht wissen, welchen Beruf er hat.“ Ihr Blick fiel auf ein kleines Mädchen, das wartend am Eingang stand. „Wie heißt dein Vater?“

Und das Mädchen antwortete: „Ahmad.“

„Und wie rufst du ihn?“

„Baba.“

Die Lehrerin sah mich an.

„Aber er heißt doch Sarhang!“, rief ich. „Und wir rufen ihn auch Sarhang!“ Und dann rannte ich weinend nach Hause. Für mich war das eine schreckliche Demütigung. Meine braune Schultasche kam mir unendlich schwer vor. Am liebsten hätte ich sie einfach zu Boden geworfen, um noch schneller zu Hause sein zu können.

Schwer atmend und ganz nass geschwitzt lief ich die Stufen des Hauses empor zu meiner Mutter und schrie meine ganze Empörung heraus.

Aber meine Mutter lachte. „Wir nennen deinen Vater Sarhang, weil seine Soldaten bei uns leben und nicht den Respekt verlieren sollen.“ *Sarhang* ist lediglich ein persischer Offiziersrang, vergleichbar mit einem Colonel oder Oberst.

Und nun hörte ich zum ersten Mal den Namen meines Vaters: „Er ist dein Baba. Sein Name ist Hamid.“

„Und warum darf ich nicht Baba sagen?“

Ich bekam keine Antwort.

An diesem Tag bekam das perfekte Bild, das ich von meinem Vater hatte, die ersten Risse.